



i

Einmal New York und zurück!

Emilia hat sich die Kreditkarte ihres Vaters geschnappt und einen Flug nach New York gebucht. Sie will einfach nur weg. Aber das Apartment, das sie übers Internet gemietet hat, gibt es gar nicht, und zu allem Überfluss kündigt sich Wirbelsturm Sandy an. Zum Glück lernt sie Seth, Abby und den ziemlich verrückten Jim kennen. Zusammen finden sie eine Bleibe in SoHo. Inzwischen hat der Sturm die Stadt fest im Griff: Das Haus beginnt zu wackeln, dann fällt der Strom aus. Die vier müssen immer enger zusammenrücken, ob sie wollen oder nicht.

- Vielfach ausgezeichnete Autorin! (LUCHS, Silberner Griffel)
- Cooles Setting in New York
- Große Presseresonanz!

Ist diese widerliche Geschichte im Internet wirklich meine? Passe ich in das Märchen, das ich dem amerikanischen Zoll gleich auftischen werde?

Oder habe ich eine eigene Geschichte?

Ich weiß es nicht.

Ich bin vierzehn. Mein Vater trägt Cordhosen und sieht sich am liebsten die Sterne an. Und ach, fast hätte ich es vergessen – letzten Dienstag hat er die Welt zerstört. Meine Mutter ist Nora Quinn. Sie wurde in Irland geboren und spricht ab und zu Englisch mit mir.

Ich meine: Sie spricht ab und zu mit mir. Immer auf Englisch.

Ihre Bilder hängen in Museen auf der ganzen Welt und wenn sie Lust hat, sich splitterfasernackt auszuziehen und auf unserem Dach ein neues Bild zu malen, dann macht sie das.

Ich bin ihre Tochter. Das war immer meine Geschichte.

Und jetzt habe ich nichts mehr.

1

Ich bin die Einzige, die weiß, was ich heute tun werde. Jedenfalls, wenn ich mich traue.

Meine Stiefel warten reglos auf dem glatten Flughafenboden. Wenn mich jemand ansieht, setzt mein Herz einen Moment aus. Ob sie mich erkennen? Fangen sie jetzt gleich an, mich zu beschimpfen?

Nichts geschieht. Die Leute in der Abflughalle sehen quer durch mich hindurch. Gestern haben sie noch alles über meinen verdorbenen Vater gelesen, aber heute fliegen sie in den Urlaub. Sie schleppen sich mit Koffern und kreischenden Kleinkindern ab und haben ihre Tweets längst vergessen.

Ich habe die Drohungen noch nicht vergessen.

Seit Dienstagabend geht mein Atem flacher. Mein Mund ist trocken. Irgendwo in meinem Kopf klingelt ununterbrochen eine Alarmglocke. Gefahr, sagt sie. Mach, dass du wekommst. Hau ab.

Ich tue so, als wäre es vollkommen normal, dass ich hier ganz allein auf dem Flughafen stehe. Über meinem Kopf flackern die Anzeigetafeln, ich rieche Männerschweiß, ein Hund, so groß wie ein Kalb, wird in einem Plastikkäfig vorbeigefahren.

Alle dreißig Sekunden stecke ich die Hand in meine Tasche, weil ich nach meinem Telefon greifen will – aber jedes

Mal macht mein Arm auf halber Strecke halt. Ich habe mein Telefon ausgeschaltet, zum ersten Mal in meinem Leben.

Ich hole meinen Reisepass hervor und blättere durch das Heftchen ohne Stempel. Bei meinem Foto halte ich inne. Ich sehe mir nicht gerne Fotos von mir selbst an. Meine Haare sind zu glatt, meine Augen zu groß, mein Gesicht zu blass. Ich sehe aus, als würde ich mich jeden Moment in nichts auflösen.

Aber das Foto in meinem Reisepass ist anders: Es wurde vor drei Jahren gemacht, als ich Fünftklässlerin war. Ich schaueforsch in die Kamera und sehe aus, als hätte ich megaviel Lust auf den Rest meines Lebens. Ich war elf und züchtete Kresse in leeren Eierkartons.

Dieses Mädchen bin ich also nicht mehr.

Neben dem Passfoto steht mein Name. Emilia Dezember de Wit. Im Ernst, so heiÙe ich.

Mein zweiter Name ist ein Einfall meiner Mutter, und auch als ich zu spät kam und erst am 2. Januar geboren wurde, fand sie es eine großartige Idee, mich Dezember zu nennen.

Klar hätte mein Vater sagen können: »Vielleicht passt Sanne besser zu ihr. Oder Margriet.« Er hätte auch sagen können: »Komm, wir nennen sie Cosinus gleichschenkliges Dreieck de Wit.« Dann hätte meine Mutter vielleicht kapiert, dass es keine gute Idee ist, die eigene Verrücktheit im Namen seines Kindes zu verwursten.

Aber mein Vater hielt den Mund. Der Mann war vor vierzehn Jahren nämlich auch schon ein egoistischer Sack. Es war ihm einfach schnurzpiepegal, wie sein einziges Kind heißen würde.

Endlich bin ich an der Reihe.

Ich lege meinen Ausweis auf den Tresen und versuche verzweifelt, ein wenig Spucke in meinen Mund zu befördern.

»Wohin fliegst du?«, fragt die Stewardess im sonnengelben Kostüm.

»Nach New York.«

Ich stelle mich aufrecht hin. Ich habe Angst. Und gleichzeitig spüre ich wie etwas Neues in mir kribbelt, als ich den Namen dieser Stadt ausspreche. Ich fliege nach New York. Alle meine Freundinnen haben über ihren Betten Poster von Jungen, die sie noch nie in Wirklichkeit gesehen haben. Über meinem Bett hängt die Skyline von New York. Ich bin noch nie da gewesen, und trotzdem bin ich verliebt.

»Fliegst du allein?«, fragt die Stewardess.

Ich nicke. Atemlos beantworte ich ihre Fragen.

Ja, ich habe meinen Koffer selbst gepackt.

Nein, in meinem Handgepäck befinden sich keine gefährlichen Stoffe.

Ich nehme nur diese Umhängetasche mit an Bord.

Die Frau sieht mich an, aber sie erkennt mich nicht.

Und Gott sei Dank fällt ihr auch nicht ein, dass sie gestern in den Nachrichten einen widerlichen Mann gesehen hat, der denselben Nachnamen trägt wie ich.

Mein überfüllter Koffer wird mit einem Aufkleber versehen und verschwindet außer Sichtweite.

Und ich bekomme meine Bordkarte. In anderthalb Stunden muss ich am Gate sein.

Ganz allein stelle ich mich in die Reihe für die Ausweis-kontrolle.

Ich gehöre zu niemandem und fühle mich ohne Koffer wundersam leicht. Mein Blut kribbelt. Eigentlich kann ich

es noch immer nicht glauben: Ich tue es wirklich. Vor zwei Tagen war es nicht mehr als ein Gedanke. Etwa so: Wäre ich ein völlig anderes Mädchen, würde ich der Welt den Mittelfinger zeigen und nach New York fliegen.

Heute ist Freitag, der 26. Oktober. In zehneinhalb Stunden bin ich da.

2

Alles sieht anders aus, wenn man allein ist. Die Farben sind greller, Geräusche klingen schriller, Pläne können jeden Augenblick misslingen. Ich gehe durch die lärmende Halle hinter der Ausweiskontrolle und sage mir selbst, dass ich jetzt hart sein muss. Ein Mädchen, das nachts die Kreditkarte des eigenen Vaters klaut um ein Flugticket zu buchen, setzt sich nicht auf eine Flughafentoilette und heult. So ein Mädchen fängt nicht plötzlich an rumzuschreien und schaltet auch nicht das Handy ein, um seine Mutter anzurufen.

Ich kaufe einen Cappuccino, obwohl ich überhaupt keinen Kaffee mag, aber ich muss wachsam sein. Der Schnitt in meiner linken Hand tut noch immer weh. Allmählich sickert Blut durch das Pflaster, aber da kann man nichts machen. Lieber verblute ich, als in einer öffentlichen Toilette das Pflaster zu wechseln. Und dann bleibe ich plötzlich wie angewurzelt stehen.

Ich starre zu dem Mädchen in dem Laden mit den unbezahlbaren Taschen. Sie hat blonde Locken, trägt eine enge

Jeans und Uggs. Es ist Juno – das kann gar nicht anders sein. Sie steht mit dem Rücken zu mir, also kann ich ihr Gesicht nicht sehen. Mit fieberhaft pochendem Herzen warte ich, bis sie sich umdreht.

Sie ist es nicht.

Alles, wirklich alles habe ich ausgedruckt. Meinen Flugplan. Die Nummer von dem Bus, den ich in New York nehmen muss. Den Dollar-Wechselkurs. Wie viel Trinkgeld man geben sollte. In welchem Museum die meisten Impressionisten hängen. Ich lese immer weiter, bis mein Atem sich beruhigt hat und dann traue ich mich endlich, wieder aufzuschauen.

Draußen, hinter den Glaswänden, sehe ich siebzehn Flugzeuge stehen. Sie lassen die Motoren brüllen, steigen auf und verwandeln sich hoch am Himmel in Schwäne.

Es ist vorbei, sage ich zu mir selbst. Ich werde Juno nicht mehr in den Gängen begegnen. Ihre Freunde werden mir auf dem Schulhof nichts mehr hinterherrufen. Meine Sporttasche ist sicher vor ihren Feuerzeugen und mein zerkratztes Schließfach gehört mir sowieso nicht mehr.

Ich gehe nie mehr zurück in diese Schule.

In der Wartehalle am Gate schalte ich mein Handy ein. Gespannt schaue ich, ob ich Nachrichten habe, aber es bleibt still. Meine Eltern glauben, ich sei in der Schule, meine Mitschüler denken natürlich, ich läge heulend im Bett. Jetzt ist es an der Zeit, der Welt den Mittelfinger zu zeigen – oder auf jeden Fall meinen Eltern. Seit heute Nacht steht die Mail ganz oben zum Verschicken bereit:

An die Loser, die mich gezeugt haben,

ich dachte, wir hätten einen Deal. Ich mache meine Hausaufgaben, decke den Tisch und lasse mir kein Nabelpiercing stechen.

Ihr gebt mir zu essen und macht keine Sachen, für die ihr ins Gefängnis kommen könnt.

Diesen Deal gibt es nicht mehr. So viel steht ja wohl fest.

Ihr glaubt, ich schreibe gerade einen schwierigen Physiktest, aber zufällig sitze ich im Zug nach Deutschland. Ich besuche Kätbe. Hier werde ich verrückt, also fahre ich dorthin, wo mein Vater nicht die Meldung des Tages ist. Ihr könnt euch überhaupt nicht vorstellen, wie es in der Schule ist und auf Facebook und Twitter und so.

Ihr könnt euch sowieso nicht vorstellen, wie es ist, ich zu sein.

Holt mich nicht zurück. Und ruft mich auch nicht an – ich gehe eh nicht ran.

Kätbe auch nicht, sie hat längst eine andere Nummer.

Ich maile morgen wieder um kurz zu sagen, dass ich noch lebe.

Jedenfalls, wenn das so ist.

E.

Mein Daumen schwebt über der Versenden-Taste. Noch kann ich zurück.

Und dann denke ich wieder an Dienstagabend.

Ich saß im warmen, stillen Wohnzimmer und machte meine Hausaufgaben für Geschichte, über die amerikanische Unabhängigkeitserklärung.

Das ist zweifelsohne einer der besten Texte, die jemals geschrieben worden sind, aber darum geht es jetzt nicht.

Meine Mutter war im Atelier bei der Arbeit – sie hatte nicht mal gegessen – und mein Vater saß oben in seinem Zimmer und drehte an seinem Sternfernrohr.

In der Dämmerung sah ich Leute an unserem Fenster vorbeigehen. Ich schaute zu den unbekanntenen Schatten, während die ersten Zeilen der *Declaration of Independence* strahlend durch meinen Kopf marschierten, und ich war glücklich. Einen Augenblick lang stimmte alles.

Und dann klingelte das Telefon. Nicht mein Handy, sondern unser Festnetzanschluss. Ich ging in den Flur und nahm ab.

Am anderen Ende der Leitung hörte ich eine hysterische Frau, die halb weinte und halb zu ersticken schien.

Sie sagte, sie sei die Mutter von Juno.

Sie wolle meinen Vater sprechen.

Ich drücke auf Versenden und meine Mail fliegt davon. Ich will nicht zurück.



Anna Woltz

Hundert Stunden Nacht

Aus dem Niederländischen von Andrea Kluitmann

Umschlag: formlabor

Ca. 256 Seiten

Ab 14 Jahren

15 x 22 cm, Hardcover mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-551-58348-2

Ca. € 15,99 (D) / € 16,50 (A) / sFr. 23,50

Erscheint im März 2017

